

---

## Rezensionen

---

**WEYEL, HARTMUT: Evangelisch und frei. Geschichte des Bundes Freier evangelischer Gemeinden, Geschichte und Theologie der Freien evangelischen Gemeinden, Bd. 5.6, hg. v. WOLFGANG HEINRICHS/ANDREAS HEISER/HARTMUT WEYEL, Witten: SCM Bundes-Verlag 2013, geb., 364. S., ISBN 978-3-933660-00-0, € 16,95.**

Der pensionierte Pastor im Bund Freier evangelischer Gemeinden, Hartmut Weyel, hatte bereits in drei Bänden unter dem schönen Titel „Zukunft braucht Herkunft“ (2009; 2010; 2011) Porträts aus der Gemeindegeschichte und damit grundlegende Einsichten geliefert. Das vorliegende Buch mit wichtigen Anhängen (Glaubensbekenntnisse, Verfassungen und Gemeindeordnungen, Statistiken, Orts- und Namenregister sowie ein Literaturverzeichnis, ab S. 267) stellt eine Gesamtdarstellung des Bundes von der Vorgeschichte bis in die neueste Zeit dar. Die Darstellung will „einem konsequent ekklesiologischen Ansatz“ folgen: „Wie hat sich die ‚Idee‘ der frei- und außerkirchlichen Gemeinde der Glaubenden im Laufe der 150 Jahren entwickelt?“ (XVI)

Reformation, angelsächsisches Freikirchentum, die Covenant-Idee kongregationalistischer Gemeinden sowie der (radikale) Pietismus liefern aus Sicht Weyels formende Traditionselemente. Im engeren Sinn war der 1850 gegründete „Evangelische Brüderverein“ richtungsweisend. In zunehmender Distanz zur Staatskirche bildeten sich freie Abendmahlsgemeinschaften. Die Staatskirche als *corpus permixtum* wurde abgelehnt, weshalb die „wahren Gläubigen“ vor der Aufgabe standen, zugleich eine „göttliche Separation“ vorzunehmen und die wahre Einheit der Gläubigen „ohne Parteigeist“ herzustellen.

Man kann das Buch unter dem Aspekt lesen, dass es den Freien evangelischen Gemeinden von Anfang an schwer gefallen ist, sich als eine eigenständige Denomination oder Freikirche zu verstehen. Das würde den Tatbestand des „Parteigeistes“ erfüllen. Andererseits stand man vor der Notwendigkeit, aus theologisch-ekklesiologischen Gründen eine eigene Organisation aufzubauen. Die offenkundige Scheu vor einer (Frei)Kirchenbildung spiegelt sich bis in die jüngste Zeit, als die hauptamtlichen „Prediger“ zu „Pastoren“ wurden oder die Verhältnisbestimmung zwischen Einzelgemeinde („Independentismus“) und Bund („Zentralismus“) geklärt werden musste. Dahinter steht ein grundsätzlicher Konflikt: Man möchte keine verkrustete und daher unbewegliche Institution sein, sondern strebt danach, eine offene und flexible Bewegung sein zu wollen. Der Konflikt ist eigentlich nicht lösbar: Jede Bewegung wird sich irgendwann, oft recht schnell, institutionalisieren.

Die Entstehung der ersten Gemeinde um Hermann Heinrich Grafe (1818–1869) wird eingehend geschildert. Nach Darstellung Weyels geht sie zurück auf eine „Grundsatzentscheidung“ über das Wesen der Kirche und ihre konkrete Gestalt. Das ist das eine, mit sprechenden Zitaten von Grafe belegte Axiom, dem das andere zur Seite tritt, nämlich die angestrebte Offenheit für alle Gläubigen in Gestalt der Evangelische Allianz. Von Anfang bis zur Gegenwart ist daher die besondere Verbindung zur Allianz deutlich. Damit geht wiederum eine Scheu einher, sich auf die „Ökumene“ einzulassen, weil hier Kirchen und nicht individuelle Gläubige im Gespräch sind.

Die Institutionalisierung in Gestalt des Bundes, der nach etlichen Versuchen 1874 als „Vereinigung von freien evangelischen Gemeinden und Abendmahlsgemeinschaften“ ins Leben gerufen wurde, zeigen die beschriebenen Spannungen: anfänglich im Verhältnis

zum „Evangelischen Brüderverein“, dann aber auch innerhalb der Freien evangelischen Gemeinden (Wuppertaler versus Wittener Richtung). Das Verhältnis von Einzelgemeinde und Bund spiegelt sich in immer neuen Revisionen der Verfassungen und zeigt sich anfänglich bei der Entstehung von (Bundes)Werken wie Reiseprediger, eigener Verlag mit gemeinsamer Zeitschrift („Der Gärtner“, seit 1992 „Christsein Heute“) und gemeinsamem Gesangbuch (heute zusammen mit dem Bund Evangelisch Freikirchlicher Gemeinden), einer Immobiliengesellschaft, einer Spar- und Kreditbank, einem Evangelisationswerk (heute: Inland-Mission) und einer Predigerschule (heute: Theologische Hochschule Ewersbach).

Die von Weyel geschilderte Geschichte ist eingebettet in die deutsche Geschichte, was vor allem die Inhalte der Kapitel VII bis XI verdeutlichen: Die Entwicklung zwischen 1914 und 1933; die Gemeinden im ‚Dritten Reich‘; der Bund nach 1945; die Entwicklung zwischen 1960 und 2010 und schließlich die Veränderungen und Weichenstellungen.

Aus heutiger Sicht ist es schwer verständlich, was Kirchenleute aller Kirchen zum Kaiserreich und im Ersten Weltkrieg zu sagen hatten. Warum brachten Freikirchen – nicht nur die Freien evangelischen Gemeinden – wenig Sympathien für den demokratischen Staat auf, dafür umso mehr für den „lieben Friedenskaiser“ und den „christlichen Obrigkeitsstaat“, der als „Wächter von Zucht und Ordnung“ galt und dessen Untergang „eine Entsittlichung der Völker beschleunigen“ würde? Man flüchtete in endzeitliche Interpretationen. Erschreckend sind auch antisemitische Ausfälle. Wie andere Freikirchen hatten die Freien evangelischen Gemeinden keine tragfähige Gesellschaftskonzeption entwickelt, „schlitterten“ daher „verführbar“ in den NS-Staat und dankten Gott für die nationale Erhebung. Ähnlich wie Baptisten sahen Freie evangelische Gemeinden keine Notwendigkeit zum Widerstand, weil man angeblich ungehindert predigen durfte. In diese Zeit fiel die Eingliederung der Hamburger Holstenwall-Gemeinde unter Friedrich Heitmüller in den Bund.

Nach 1945 trieb die Schuldfrage etliche, vor allem Heitmüller und Landes, um und führte unmittelbar zu der Frage, ob es nicht an der Zeit sei, „ein dem Glauben gemäßes Bekennen und Handeln“ auf dem Boden der ökumenischen Bewegung statt der Evangelischen Allianz zu vollziehen (so überraschend Heitmüller). Aber weder das eine noch das andere setzte sich durch. Stattdessen ging es um die Bewältigung der in der Nachkriegszeit wichtigen diakonischen Maßnahmen, um neue Bundes- und Gemeindeordnungen sowie eine neue Verfassung als Grundlage für die Verleihung der Körperschaftsrechte. Schon früh wurde in der DDR ein eigener Bund gegründet, doch kam es im Dezember 1990 zur Vereinigung. Ein Beitritt zur Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen wurde abgelehnt, doch wollte man „von Fall zu Fall“ mitarbeiten, was sich dann in einem Gaststatus niederschlug. Heitmüller wandelte sich vom glühenden Verfechter der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen zum erbitterten Gegner. Er trat auch für eine besondere Israel-Lehre ein, dem der Seminarlehrer Heinrich Wiesemann durch das, was Weyel „Erfüllungstheorie“ nennt, widersprach. Ein heftiger Streit war die Folge.

Weyel zeigt die Wirkungen der Lausanner Bewegung auf den Bund Freier evangelischer Gemeinden auf, muss aber auch konstatieren, dass die sozialetischen Konsequenzen wenig sichtbar wurden. Interessant ist der Abschnitt über die Taufe, in dem Weyel zu dem Urteil kommt, die Gemeinden seien im Laufe der Zeit „taufgesinnter“ geworden. Allerdings wird auch die Säuglingstaufe als Gewissensüberzeugung respektiert, wenn auch nicht akzeptiert. Die Auseinandersetzung mit charismatischen Bewegungen wurde in den Freien evangelischen Gemeinden seit Otto Schopfs Schrift „Zur Casseler Bewegung“ (Bonn 1907) bis zum „Toronto-Segen“ immer wieder geführt. Weyel selbst polemisiert mit Recht gegen

einen „Glauben light“ und gegen eine „Wellnessspiritualität“, die eine Kreuzestheologie zu ersetzen drohe (206). Im letzten Kapitel werden Entwicklungen aufgezeigt, die sich um die Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert ergeben haben. Dazu gehören das Schriftverständnis ebenso wie Fragen der pastoralen Tätigkeit von Frauen, ethische Fragestellungen, Strukturformen u. a., um dem Ziel der mündigen Gemeinde näher zu kommen.

Weyel hat ein sehr interessantes, mit vielen Quellentexten unterlegtes und lesenswertes Buch vorgelegt.

*Prof. Dr. Erich Geldbach*, emeritierter Professor für Ökumene und Konfessionskunde, Vogelsbergstraße 8, 35043 Marburg; E-Mail: geldbach@t-online.de

**ANDREAS HEISER: Die Paulusinszenierung des Johannes Chrysostomus. Epitheta und ihre Vorgeschichte, Studien und Texte zu Antike und Christentum 70, Tübingen: Mohr Siebeck 2012, kt., XVI, 732 S., ISBN 978-3-16-150521-8, € 124,-.**

Die erweiterte Dissertationsschrift (Humboldt-Universität zu Berlin 2009) stellt eine vertiefte Untersuchung der Paulusepitheta bei Johannes Chrysostomus (um 350-407 n. Chr.) dar. Wie der Untertitel zeigt, werden im ersten Teil zahlreiche frühchristliche Autoren und Texte vor Chrysostomus sehr ausführlich diskutiert. Es handelt sich faktisch um eine Untersuchung zum Paulusepitheton überhaupt mit dem Schwerpunkt auf Johannes Chrysostomus. Die Fragestellung des Verfassers richtet sich „neben dem Erfassen des Bestandes vornehmlich auf die Funktionen der Epitheta und die Strategien ihres Einsatzes im Gesamtwerk der Autoren“ (20). Diese historische und literarische Kontextualisierung zeichnet das Buch im Vergleich zu anderen Untersuchungen aus. Schon in der Einleitung äußert Heiser seine These, dass Chrysostomus eine Substitution des Ideals des Märtyrers früherer Zeiten durch die Figur des Asketen anstrebe. Paulus und andere biblische Figuren seien dafür die geeigneten Beispiele (11). In der Methodik der Epitheta-Analyse wird die dreifache Qualifizierung von A. Broger verwendet. So unterscheidet Heiser biblische Epitheta (reine Epitheta-Zitate), dann von der Bibel abhängige, aber dort nicht wortwörtlich zu findende Epitheta und zuletzt unabhängige Epitheta, die sich auf außerbiblische Texte beziehen oder sogar Neologismen sind (22 f.). Zusätzlich wird die von J. H. Dee vorgeschlagene Methode der Bindung des Epithetons an eine oder mehrere Personen angewendet. Heiser fügt ein drittes Kriterium, nämlich die Funktion des Epithetons hinzu. Er schlägt drei Funktionen vor: eine historische Funktion zur Nacherzählung von Ereignissen, sodann die aktualisierende Funktion, bei der eine Auseinandersetzung zwischen den Hörern/Lesern des Chrysostomus und Paulus gewünscht ist, und die beglaubigende Funktion zur Einleitung von Zitaten oder Paraphrasen.

Die umfangreiche Studie ist grob in zwei Teile gegliedert: methodologische Fragen und Vorgeschichte (Kapitel I-IV) und die Analyse der Texte des Chrysostomus (Kapitel IV-VII). In den ersten vier Kapiteln werden die antiken rhetorischen Theorien, die besondere Auswirkung der zweiten Sophistik sowie der hagiobiographischen Literatur beleuchtet. Die Geschichte des Paulusepithetons in christlichen Texten aus knapp drei Jahrhunderten vor Chrysostomus ist sehr tiefgründig recherchiert. Von Gregor von Nyssa werden Abschnitte von drei bislang noch nicht untersuchten Predigten rhythmisch analysiert und später mit dem Rhythmus ausgewählter Chrysostomushomilien verglichen, um die rhythmische Wirkung der häufig langen Reihen von Epitheta zu erhellen. Dies stellt eine be-

sondere Leistung des Verfassers dar. Die sehr akkurate Auswertung zeigt, dass Paulusepitheta in einigen Texten fehlen (z. B. in einigen Nag Hammadi Schriften), in anderen Fällen trotz Epithetagebrauchs keine Inszenierung erkennbar wird. Daher wäre es vielleicht praktischer gewesen, sich auf die Autoren bzw. Schriften zu konzentrieren, die Einflüsse auf Chrysostomus vermuten lassen (s. Heisers Kriterien auf S. 54). Die Epitheta werden nach den oben erwähnten, evidenten Kriterien analysiert und die unterschiedlichen Inszenierungsstrategien herausgearbeitet.

Die Paulusepitheta bei Chrysostomus werden ab Kapitel V systematisch analysiert, wobei sie zuerst thematisch gruppiert (Herkunft, Biographie, Lehre des Apostels usw.), dann einer Einzelanalyse unterzogen werden, bei der die Häufigkeit jedes einzelnen Epithetons in Verhältnis zu anderen christlichen Autoren gestellt wird. Beleuchtet werden auch philosophische Einflüsse, z. B. des Stoizismus. Darüber hinaus werden Parallelen zum Gebrauch von Gottesepitheta bei Philo von Alexandria gezeigt. Die tabellarische Auswertung erlaubt es, Unterschiede zwischen Chrysostomus einerseits und einigen seiner Vorgänger (Origenes, Diodor von Tarsus, Theodor von Mopsuestia, Gregor von Nyssa) andererseits zu beobachten. So ergibt sich z. B., dass nur Chrysostomus die „historische“ gegenüber der „beglaubigenden“ Funktion der Epitheta favorisiert und überhaupt als Einziger „eine nennenswerte Aktualisierung der Person des Paulus über Epitheta vornimmt“ (235). Chrysostomus inszeniere sein christliches Ideal der engelsgleichen Askese aber gerade mit nicht an Paulus gebundenen Epitheta, so dass Paulus zum Träger allgemeinasketischer Topoi werde (238). Evident ist durch Heisers Untersuchung, dass Chrysostomus für diese Inszenierung keine antiochenischen Vorbilder hatte (558).

Kapitel VI behandelt die Paulusepitheta in Clustern mit besonderem Fokus auf dem Prosarhythmus des Chrysostomus. Die Länge, die sprachliche und metrische Form der Cluster erlaubt am besten, Schlüsse über Chrysostomus' Ziele zu ziehen. Die einzelnen Texte, denen die analysierten Cluster entstammen, werden auch historisch eingeordnet. An mehreren Stellen (z. B. 419) erklärt Heiser, welche konkreten Ziele Chrysostomus vor Augen hatte. Leider wird der chronologische und geographische Ursprung der Werke nicht weiter thematisiert, sodass nur in einzelnen Fällen (z. B. S. 484 zu den kleineren Clustern) erkennbar wird, inwiefern Wirkungsort oder Textgattung die Paulusinszenierung beeinflussen.

Die Inszenierung des Paulus orientiere sich an dem im vierten Jahrhundert prominenten asketischen Modell des engelsgleichen Lebens, das Chrysostomus in Paulus, aber nicht nur in ihm verwirklicht sehe. Dementsprechend werden im Kapitel VII die Beziehungen zwischen Chrysostomus und dem syrisch-antiochenischen Asketentum sehr überzeugend in ihren Bezügen auf die Paulusinszenierung erhellt.

Leider wird nicht weiter diskutiert, ob auch andere Zwecke der Paulusinszenierung außer des asketischen festzustellen sind. Dies soll allerdings hauptsächlich als Denkanstoß für die Fortsetzung dieser Untersuchung verstanden werden. Aus Heisers tiefgreifender Analyse des reichen Quellenmaterials wird deutlich, wie komplex, vielseitig und zielgerichtet die Rezeption und Präsentation biblischer Figuren seitens der frühchristlichen Autoren war. Nicht zuletzt durch den beigegebenen Index der Paulusepitheta (718-731) ist das Buch für bibelexgetische und kirchenhistorische Arbeit äußerst nützlich.

*Dr. Anna Tzvetkova-Glaser*, Lektorin für Griechisch, Wissenschaftlich-Theologisches Seminar der Universität Heidelberg, Kisselgasse 1, 69117 Heidelberg;  
E-Mail: [anna.tzvetkova-glaser@wts.uni-heidelberg.de](mailto:anna.tzvetkova-glaser@wts.uni-heidelberg.de)